

SUE MONK KIDD

Die
Erfindung
der

Flügel

btb

ROMAN



Sue Monk Kidd

Die Erfindung
der Flügel

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Astrid Mania*

btb

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »The Invention of Wings« bei Viking, New York

1. Auflage

Copyright © 2014 by Sue Monk Kidd

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Heritage Images/Corbis © De Agostini/G. Dagli Ort /Getty Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-15149-2

V007

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

*Für Sandy Kidd,
mit all meiner Liebe*

ERSTER TEIL

November 1803–Februar 1805



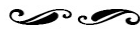
Hetty Handful Grimké

Es war einmal eine Zeit, da konnten die Menschen in Afrika fliegen. Das hat Mauma mir eines Abends erzählt. Damals war ich zehn. »Handful«, hat sie gesagt, »deine Omama hat es noch selbst gesehen. Sie sagt, über Bäume und Wolken sind sie geflogen. Sie sagt, wie Schwarzdrosseln sind sie geflogen. Dann hat man sie hergebracht, und da war der Zauber vorbei.«

Meine Mauma war klug. Auch wenn sie nicht, so wie ich, lesen und schreiben konnte. Alles, was sie wusste, hatte sie ein Leben im Schatten der Gnade gelehrt. Sie hatte mir ins Gesicht geschaut, in dieses Meer aus Not und Zweifel. »Du glaubst mir nich? Mädchen, wo kommen deine Schulterblätter her?«

Die dürren Knochen. Sie hatten wie Grate aus meinem Rücken geragt. Mauma hatte sie sanft getätschelt. »Mehr is nich mehr da von deinen Flügeln, nur zwei platte Knochen. Aber eines Tages kommen sie wieder.«

Ich war genauso klug wie meine Mauma. Selbst mit zehn war mir klar, Menschen, die fliegen konnten, das war Blödsinn. Wir waren doch keine besonderen Menschen, die ihre Zauberkräfte verloren hatten. Wir waren Sklaven, für uns ging es nirgendshin. Erst später habe ich verstanden, was sie mir sagen wollte. Wir konnten wirklich fliegen, aber das hatte nichts mit einem Zauber zu tun.



An dem Tag, an dem ich mein Leben in der Welt verloren glaubte, kochte ich im Wirtschaftshof das Bettzeug von uns Sklaven. Ich schürte das Feuer unterm Waschtrog. Der Wind wehte mir die Laugenseife ins Gesicht, und meine Augen brannten. Der Morgen war kalt – die Sonne wie ein kleiner weißer Knopf fest an den Himmel geheftet. Im Sommer trugen wir nicht mehr als schlichte Baumwollkleider über der Unterhose, aber wenn ab November oder Januar der Winter wie ein müßiges Mädchen in Charleston einzog, stiegen wir in unsere Säcke – derbe Mäntel aus schwerem Garn. Es

waren wirklich alte Säcke mit Ärmeln. Meiner war ein Erbstück und reichte mir bis an die Knöchel. Keine Ahnung, wie viele ungewaschene Leiber ihn vor mir getragen hatten, aber netterweise hatten sie mir alle ihren Duft hinterlassen.

Schon am Morgen hatte ich den Stock von der Missus im Rücken gespürt. Ich war eingeschlafen, beim Beten. Jeden Tag wurden wir Sklaven, bis auf Rosetta, die alt und verwirrt war, noch vor dem Frühstück ins Speisezimmer gepfercht, und während wir versuchten, den Schlaf abzuschütteln, brachte uns die Missus knappe Bibelverse bei, so was wie »Jesus weinte«, oder sie sprach ein Gebet zu Gottes Lieblingsthema *Gehorsam*. Wer eindämmerte, bekam Schläge, auch wenn Gott im gleichen Moment noch dieses oder jenes zu sagen hatte.

Bei Aunt-Sister aber riskierte ich nach dieser grässlichen Veranstaltung immer eine dicke Lippe. »Lass diesen Kelch an mir vorübergehen«, plapperte ich die Bibelstelle nach. Oder ich spottete: »Jesus weinte, weil er auch bei der Missus festsitzt, so wie wir.«

Aunt-Sister war die Köchin – sie war zur Missus gekommen, da war die Missus noch ein Mädchen gewesen –, und gemeinsam mit Tomfry, dem Butler, schmiss sie den Laden. Sie war die Einzige, die nicht der Stock traf, wenn sie der Missus etwas freiheraus sagte. Von Mauma hörte ich ständig, pass auf, was du sagst, aber das tat ich trotzdem nicht. Ich fing mir bestimmt dreimal am Tag von Aunt-Sister eine Backpfeife ein.

Mit mir hatten sie wirklich alle Hände voll zu tun. Aber nicht darum wurde ich Handful genannt. Das war mein Rufname. Der Master und die Missus, die gaben einem Kind den offiziellen Namen, aber eine Mauma schaute ihr Baby in seinem Körbchen an, und dabei fiel ihr der Rufname ein. Er konnte damit zu tun haben, wie ihr Neugeborenes aussah, welcher Wochentag war, was das Wetter gerade machte oder einfach, wie ihr die Welt an jenem Tag erschien. Der Rufname meiner Mauma war Summer, ihr richtiger Name Charlotte. Sie hatte einen Bruder, dessen Rufname war Hardtime. Alle denken immer, ich hätte mir das ausgedacht, dabei stimmt das, ehrlich.

Mit dem Rufnamen hatte man wenigstens etwas von seiner Mauma. Master Grimké hatte mich Hetty genannt, aber Mauma hatte für mich, nachdem sie mich geboren hatte – weil ich zu früh auf die Welt gekommen war –, Handful ausgesucht.

An dem Tag, als ich Aunt-Sister im Hof helfen musste, arbeitete Mauma im Haus an einem Kleid für die Missus, einem sogenannten Watteaukleid aus goldenem Satin, mit einer Tournüre im Rücken. Mauma war die beste Näherin in ganz Charleston und arbeitete sich an der Nadel die Finger krumm. Einen Putz, wie meine Mauma ihn zaubern konnte, gab es kein zweites Mal, und sie benutzte dafür nicht einmal Schablonen, denn sie hasste Vorlagen und Schnittmuster. Sie wählte selbst auf dem Markt den Samt und die Seide aus, und daraus machte sie alles, was die Grimkés besaßen – Vorhänge, gesteppte Unterröcke, gebauschte Überröcke, Wildlederhosen, ja, selbst diese aufgetakelten Jockeytrachten für die Charlestoneer Rennwoche.

Und für die Rennwoche lebten die Weißen – das können Sie mir ruhig glauben. Dann jagte ein Picknick, eine Promenade, ein elegantes Ereignis das nächste. Die Party von Mrs King, wie immer am Dienstag. Am Mittwoch das Dinner im Jockey-Club. Und die ganz große Schau war am Samstag, beim St.-Cecilia-Ball, dort stolzierten alle in ihren schönsten Kleidern herum. Aunt-Sister sagte immer, Charleston würde an der Prunksucht leiden. Bis ich acht oder so wurde, hielt ich die Prunksucht für eine Art Dünnschiss.

Die Missus war eine kleine Frau mit kräftiger Taille und Hefebällchen unter den Augen. Sie weigerte sich, Mauma an die anderen Damen auszuleihen. Natürlich flehten sie die Missus an, und Mauma flehte die Missus ebenfalls an, denn von dem Lohn für diese Arbeit hätte sie einen Teil behalten können – aber die Missus sagte, auf keinen Fall lasse ich zu, dass du für die anderen etwas Besseres machst. Abends riss Mauma immer Stoffstreifen für ihre Quilts. Ich hielt dabei mit der einen Hand das Talglicht und legte mit der anderen die Streifen zu Haufen, nach Strich und Faden, farblich sortiert. Mauma mochte helle Töne und stellte Farben zusammen, auf die niemand sonst gekommen wäre – Violett und Orange, Rosa und Rot. Von allen Formen mochte sie das Dreieck am liebsten. Aber schwarz musste es sein. Es gab kaum einen Quilt ohne ihre schwarzen Dreiecke.

Wir besaßen eine hölzerne Dose für die Stoffreste, ein Beutelchen für Nadeln und Fäden und einen Fingerhut aus echtem Messing. Mauma sagte immer, eines Tages würde der Fingerhut mir gehören. Wenn sie ihn nicht brauchte, setzte ich ihn mir auf die Fingerkuppe, als wäre es ein Schmuckstück. Unsere Quilts füllten wir mit Rohbaumwolle und Webresten. Das beste Füllmaterial waren Federn, bis heute, und Mauma und

ich gingen nie achtlos vorüber, wenn eine Feder auf dem Boden lag. An manchen Tagen kam Mauma mit einer Tasche voll Gänsefedern an, die zupfte sie im Herrenhaus aus Löchern in den Matratzen. Wenn wir ganz dringend einen Quilt füllen mussten, streiften wir Louisianamoos von der Eiche im Hof und nähten Futter und Oberseite drum herum. Auch um die Krabbeltiere.

Das war das Höchste für Mauma und mich, unsere gemeinsame Zeit mit den Quilts.

Egal, was Aunt-Sister mir im Hof zu tun gab, immer sah ich nach oben, zu dem Fenster, hinter dem Mauma nähte. Wir hatten ein Signal. Wenn ich den Eimer kopfüber vors Küchenhaus stellte, war die Luft rein. Dann öffnete Mauma das Fenster und warf mir ein Karamellbonbon zu, das sie aus dem Zimmer der Missus gestohlen hatte. Manchmal kam ein Bündel aus Stoffetzen herunter – hübscher Kattun, Gingan, Musselin und importiertes Leinen. Einmal der Fingerhut aus echtem Messing. Am liebsten aber nahm sie scharlachrotes Garn. Sie wickelte es in die Tasche von ihrem Kleid und marschierte einfach damit aus dem Haus.

An dem Tag aber war auf dem Hof sehr viel los, und darum hatte ich auch keine Hoffnung, dass aus dem blauen Himmel ein Bonbon fallen würde. Mariah, die Wäschesklavin, konnte nichts tun, sie hatte sich die Hand an der Holzkohle aus dem Bügeleisen verbrannt. Aunt-Sister war außer sich, so groß war der Wäschestapel. Tomfry hatte die Männer gerufen, weil er ein Schwein schlachten wollte, und das rannte laut kreischend über den Hof. Alle waren sie draußen, vom alten Snow, dem Kutscher, bis hin zu Prince, dem Stallburschen. Tomfry wollte die Sache schnell erledigen, denn die Missus hasste es, wenn auf dem Hof so ein Aufruhr war.

Lärm stand nämlich auch auf ihrer Liste von Sklavensünden, und die kannten wir alle auswendig. Ganz oben: Diebstahl. Danach: Ungehorsam. Auf Platz drei: Faulheit. Auf vier: Lärm. Ein Sklave sollte wie der Heilige Geist sein – man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, aber er schwebt immer eifrig um einen herum.

Und schon rief die Missus nach Tomfry und sagte, Ruhe da draußen, eine Dame muss nicht wissen, woher ihr Schinken stammt. Darauf sagte ich zu Aunt-Sister, die Missus weiß doch nicht mal, an welchem Ende ihr Schinken rein- und an welchem er rauskommt. Und bekam eine schallende Ohrfeige.

Ich griff mir den langen Stock, den sogenannten Bleuel, fischte die Bettbezüge aus dem Waschkessel und ließ sie tropfnass über die Stange klatschen, an der Aunt-Sister ihre Küchengewürze trocknete. Die Stange im Stall war verboten, denn die Augen der edlen Pferde vertrugen die Lauge nicht. Die Augen der Sklaven dagegen schon. Dann schlug ich die Laken und Decken mit dem Bleuel halb tot. Das hieß bei uns, den Schmutz rauspressen.

Als ich mit der Wäsche fertig war, hatte ich nichts mehr zu tun. Also vergnügte ich mich mit Sünde Nummer drei und lief meinen Trampelpfad entlang. Die Runde machte ich bestimmt zehn, zwölf Mal am Tag. Los ging es an der Rückseite vom Herrenhaus, vorbei an Küchenhaus und Wäscherei bis hin zum Wucherbaum. Manche Äste waren dicker als ich und alle so verschlungen wie Bänder in einer Schachtel. Böse Geister bewegen sich nur in geraden Linien, und an unserem Baum war keine einzige nicht-gewundene Stelle. Wenn die Hitze zu schwer drückte, versammelten wir Sklaven uns unter dem Baum. Mauma sagte immer, zupf bloß nicht das Spanische Moos von den Ästen, denn das schützt vor der Sonne und vor neugierigen Blicken.

Zurück ging es an Stall und Kutschhaus vorbei. Das war die Welt, die ich kannte. Damals hatte ich den Globus im Haupthaus noch nicht gesehen, auf dem sich der Rest von der Welt drehte. Ich drückte mich also draußen rum und wartete, dass der Tag an sein Ende kam, damit ich mit Mauma in unser Zimmer gehen konnte. Es lag über dem Kutschhaus und hatte kein Fenster. Von Stall und Kuhhaus her roch es so stark, als ob unser Bett mit Mist und nicht mit Stroh gefüllt wäre. Die Zimmer von den anderen Sklaven lagen über dem Küchenhaus.

Der Wind legte zu, und ich lauschte, ob die Segel im Hafen hinter der Straße schlugen. Ich konnte den Hafen riechen, aber gesehen hatte ich ihn noch nie. Die Segel knallten wie Peitschen, und wir horchten immer, ob im Nachbarhof ein Sklave gezüchtigt oder ein Schiff zur Ausfahrt bereit gemacht wurde. Denn in dem einen Fall hörte man Schreie, im anderen nicht.

Die Sonne war weg, an ihrer Stelle ballten sich Wolken, als ob der Knopf abgefallen wäre. Ich nahm mir den Bleuel vom Waschkessel, steckte ihn einfach so in einen Kürbis und warf ihn über die Mauer. Er klatschte laut auf.

Dann stand die Luft still. Nur die Stimme von der Missus kam aus der Hintertür: »Aunt-Sister, bring auf der Stelle Hetty zu mir.«

Ich ging ins Haus. Bestimmt machte die Missus einen Aufstand um ihren Kürbis. Ich sprach meinem Rücken Mut zu.

Sarah Grimké

Mein elfter Geburtstag begann damit, dass Mutter mich aus dem Kinderzimmer beförderte. Ich hatte mich schon seit letztem Jahr danach geseht, dem Durcheinander aus Porzellanpuppen, Kreiseln und winzigen Teegedecken zu entfliehen, der langen Reihe der Bettchen, der verwirrenden Überfülle, die hier regierte, doch nun, da der Tag gekommen war, stand ich auf der Schwelle zu meinem neuen Zimmer und scheute. Es war mit Düsternis getäfelt und verströmte die Gerüche meines Bruders – etwas Rauchiges und Ledriges. Der Eichenbaldachin mit seinen roten Samtvoltants ragte so hoch auf, dass das Bett der Decke näher als dem Boden war. Vor lauter Angst vor diesem gewaltigen, anmaßenden Zimmer war ich wie erstarrt.

Ich holte tief Luft und hievte mich über die Schwelle. Auf diese wenig kunstvolle Art umschiffte ich die Klippen meiner Mädchenjahre. Ich galt als beherzte Natur, doch so furchtlos, wie alle glaubten, war ich nicht. Ich hatte das Temperament einer Schildkröte. Wenn Schrecken, Furcht oder ein Stolperstein auf meinem Weg erschienen, hätte ich viel lieber Halt gemacht und mich in meinen Panzer verkrochen. Und doch hatte ich mir das bescheidene Motto zugelegt: *Wenn du irren musst, dann irre aus Kühnheit.* Dieser Satz half mir über manche Schwelle hinweg.

An jenem Morgen wehte eine kalte, kräftige Brise vom Atlantik her, und die Wolken trieben wie Windsäcke über den Himmel. Einen Augenblick lang stand ich reglos in diesem Zimmer und lauschte dem Rasseln der Säbelpalmen draußen im Freien. Das Gebälk der Veranda fauchte. Das Schaukelsofa murrte an seinen Ketten. Unten, in der Aufwärmküche, stellten die Sklaven auf Mutters Geheiß Porzellanschüsseln und Wedgwood-Tassen bereit, in Erwartung meiner Geburtstagsfeier. Cindie, Mutters Zofe, hatte Mutters Perücke stundenlang mithilfe von feuchtem Papier und Eisenrollen in Form gebracht. Der säuerliche Geruch von kochendem Boraxwasser war durch das Treppenhaus bis in die oberen Stockwerke gezogen.

Ich schaute zu, wie Binah, die Mauma unserer Kinderstube, meine Kleider in den schweren, alten Schrank einräumte. Früher hatte sie die Wiege meines jüngsten Bruders Charles mit dem Feuerhaken geschaukelt. An ihren Armen hatten Reifen aus Kaurimuscheln geklappert, und was hatte sie uns mit ihren Geschichten über die alte Booga-Hexe, die auf einem Besen ritt und bösen Kindern den Lebensatem aussaugte, Angst eingejagt! Binah würde mir fehlen. Und auch die süße kleine Anna, die beim Schlafen den Daumen in den Mund steckte. Und Ben und Henry, die wie die Wilden auf ihren Matratzen herumsprangen, bis Geysire aus Gänsefedern emporschossen, und die kleine Eliza, die so oft zu mir ins Bett geschlüpft war, um sich vor der schrecklichen Booga-Hexe zu verstecken.

Eigentlich war ich der Kinderstube längst entwachsen, aber ich musste warten, bis John aufs College kam. Unser Haus mit seinen drei Geschossen war eines der größten in ganz Charleston, und dennoch verfügte es nicht über genügend Zimmer, da Mutter derart ... nun ja, derart fruchtbar war. Wir waren zehn an der Zahl: John, Thomas, Mary, Frederick und ich, gefolgt von den Bewohnern der Kinderstube – Anna, Eliza, Ben, Henry und Baby Charles. Ich war das mittlere Kind, jenes Kind, das Mutter *anders* und Vater *außergewöhnlich* nannte, das mit möhrenrotem Haar und Sommersprossen, die regelrechte Konstellationen bildeten. Einmal hatten meine Brüder zur Kohle gegriffen und die hellroten Flecken auf meiner Stirn und meinen Wangen zu Orion, dem Großen Wagen und Ursa Major verbunden. Es hatte mir überhaupt nichts ausgemacht – über Stunden war ich ihr Firmament gewesen.

Alle sagten, ich sei Vaters Augenstern. Ich weiß nicht, ob er mich bevorzugte oder bemitleidete, aber ohne Frage war er *mein* Augenstern. Als Richter am Obersten Gericht von South Carolina stand er an der Spitze der gesellschaftlichen Klasse, die als Charlestons Elite galt: die Plantagenbesitzer. Er hatte unter General Washington gekämpft und war in britische Gefangenschaft geraten. Ihn hinderte seine Bescheidenheit, von derlei Dingen zu sprechen – das übernahm Mutter.

Ihr Name war Mary, und damit erschöpft sich auch schon jegliche Ähnlichkeit mit der Mutter unseres Herrn. Sie entstammte einer der Gründerfamilien Charlestons, jenem kleinen Kreis von Lords, die King Charles über das Meer gesandt hatte, um seine Stadt zu gründen. Mutter flocht diese Tatsache derart beständig in jegliche Konversation ein, dass wir

nicht einmal mehr die Augen verdrehten. Sie herrschte nicht nur über das Haus, eine ansehnliche Kinderschar und vierzehn Sklaven, sondern kam auch derart vielen sozialen und religiösen Verpflichtungen nach, dass es selbst Europas Königinnen und Heilige entkräftet hätte. Wenn ich großzügig gestimmt war, nannte ich meine Mutter erschöpft. Ich fürchte allerdings, dass sie in ihrem tiefsten Inneren bössartig war.

Nachdem Binah Haarkämme und Schleifen auf meinem luxuriösen neuen Frisiertisch ausgebreitet hatte, drehte sie sich zu mir um. Ich hatte dort wohl recht verloren herumgestanden, denn sie schnalzte mit der Zunge und sagte: »Arme Miss Sarah.«

Was hasste ich dieses *Arme* vor meinem Namen! Seit meinem vierten Lebensjahr murmelte Binah *Arme Miss Sarah*. Es klang wie eine Beschwörungsformel.

Meine früheste Erinnerung stammt aus jenem Jahr: Ich lege die Murmeln meines Bruders zu Worten. Es ist Sommer, ich hocke unter der Eiche im Wirtschaftshof. Thomas, der zehn ist und den ich von all meinen Brüdern am liebsten habe, hat mir neun Worte beigebracht: SARAH, MÄDCHEN, JUNGE, GEHEN, STOPP, HÜPFEN, LAUFEN, AUF, AB. Er hat sie auf ein Blatt geschrieben und mir einen Beutel mit achtundvierzig Murmeln gegeben. Damit soll ich die Worte bilden, immer zwei. Ich lege die Murmeln auf die Erde und kopiere die Tintenworte von Thomas' Hand. *Sarah gehen. Junge laufen. Mädchen hüpfen*. Ich beeile mich. Bald schon wird Binah nach mir suchen.

Dann steigt Mutter die Stufen hinab in den Hof. Binah und die anderen Haussklaven drängen sich in ihrem Gefolge, sie bewegen sich mit vorsichtigen, synchronisierten Schritten, wie ein einziges Wesen, ein Tausendfüßler, der ungeschütztes Terrain durchquert. Ich spüre den Schatten, der über ihnen droht, ihre gewaltige Furcht, und krieche zurück in das grün-schwarze Dunkel unter dem Baum.

Die Sklaven starren auf Mutters geraden, unnachgiebigen Rücken. Sie dreht sich um und äußert ihren Tadel. »Ihr hinkt hinterher. Rasch, lasst uns das endlich erledigen.«

Im selben Moment wird Rosetta, eine ältere Sklavin, aus dem Kuhhaus gezerrt. Von einem Mann, einem Hofsklaven. Sie wehrt sich, zerkratzt sein Gesicht. Mutter sieht ungerührt zu.

Er bindet Rosettas Hände an einen Verandapfeiler am Küchenhaus. Sie schaut über ihre Schulter und bittelt. *Missus, bitte. Missus. Missus. Bitte.* Sie bittelt noch, als der Mann mit der Peitsche schon zuschlägt.

Ihr Kleid ist aus Baumwolle, ein blasses Gelb. Ich schaue wie gebannt, als Blut durch den Stoff an ihrem Rücken sprießt, sich rote Knospen zu Blüten öffnen. Ich kann das Grobe der Schläge nicht mit ihrer schmeichelnden Klage und der Schönheit der Rosen versöhnen, die sich um das Spalier ihrer Wirbelsäule ranken. Irgendjemand zählt die Schläge – Mutter? *Sechs, sieben.*

Die Geißelung geht weiter, doch Rosetta wimmert nicht mehr. Sie sinkt gegen das Geländer. *Neun, zehn.* Mein Blick wendet sich ab. Er folgt einer schwarzen Ameise, sie durchwandert die Weiten unter dem Baum – die gebirgigen Wurzeln und waldigen Moose, endlose Gefahren –, und im Geiste spreche ich die Worte aus Glas. *Junge laufen. Mädchen hüpfen. Sarah gehen.*

Dreizehn. Vierzehn ... Ich stürze aus den Schatten, vorbei an dem Mann, der nun die Peitsche einrollt, er hat seine Sache gut gemacht, vorbei an Rosetta, dem elenden Bündel, das an seinen Händen hängt. Als ich die Stufen ins Haus hinaufrenne, ruft Mutter mir nach, und Binah versucht, mich zu fassen, doch ich entkomme, stürme durch den Gang zur Vordertür hinaus. Ich stürze blindlings zum Kai.

An den Rest erinnere ich mich nur vage. Ich laufe heulend über den Landungssteg eines Segelschiffes und stolpere über einen Turban aus Seilen. Ein freundlicher Herr mit Bart und dunkler Mütze fragt mich, was ich will. Ich flehe ihn an. *Sarah gehen.*

Binah ist mir nachgejagt, aber das merke ich erst, als sie mich in die Arme nimmt und gurr: »Arme Miss Sarah, arme Miss Sarah.« Beschluss, Erklärung und Prophezeiung.

Als ich nach Hause komme, bin ich Rotz und Wasser, Hofschmutz und Hafendreck. Mutter zieht mich an sich, tritt zurück, schüttelt mich wütend, dann umarmt sie mich wieder. »Du musst mir versprechen, dass du niemals mehr fortläufst. Versprich es mir.«

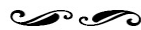
Ich will ja. Ich versuche es. Die Worte liegen mir auf der Zunge – runde Klumpen, sie schimmern wie Murmeln.

»Sarah!«, drängt sie.

Nichts. Nichts kommt heraus. Nicht ein Ton.

Ich blieb eine ganze Woche stumm. Es war, als ob meine Worte in der Kluft zwischen den Schlüsselbeinen festgesessen hätten. Langsam, schrittweise löste ich sie, durch Gebete, Drohen und Locken. Es gelang mir, wieder zu sprechen, doch mit einem seltsamen, launischen Stottern.

Ich hatte nie wirklich flüssig gesprochen, selbst meine früheren Worte waren von einer gewissen Widerspenstigkeit gewesen, doch nun waren da hässliche, hinderliche Lücken, endlose Sekunden, in denen die Worte nicht über die Lippen wollten und mein Gegenüber den Blick abwandte. Diese entsetzlichen Pausen kamen und gingen, ganz, wie es ihrer eigenen, unergründlichen Laune entsprach. Manchmal quälten sie mich wochenlang, dann blieben sie über Monate fort, um dann ebenso plötzlich wiederzukehren, wie sie verschwunden waren.



Doch an jenem Tag, als ich aus der Kinderstube ausgezogen war, um in Johns gesetztem Zimmer in das Erwachsenenleben einzutreten, hatte ich überhaupt nicht an jene Grausamkeit aus fernen Tagen gedacht. Ebenso wenig an die brüchigen Fäden, an denen meine Stimme seitdem hing. Meine Sprachstörung hatte sich schon länger nicht gezeigt – vier Monate und sechs Tage. Ich hatte mich fast als geheilt betrachtet.

Als dann Mutter jäh ins Zimmer rauschte – ich im Taumelgriff meiner neuen Umgebung, Binah meine Besitztümer hierhin und dorthin verstauend – und fragte, ob die neuen Räumlichkeiten zu meiner Zufriedenheit seien, und ich keine Antwort geben konnte, war ich fassungslos. Die Tür in meiner Kehle schlug zu. In mein Zimmer zog Schweigen. Mutter schaute mich an und seufzte.

Als sie ging, blinzelte ich die Tränen weg und wandte mich von Binah ab. Ich konnte kein weiteres *Arme Miss Sarah* ertragen.

Handful

Aunt-Sister brachte mich in die Aufwärmküche. Binah und Cindie machten sich an silbernen Tablettis voller Ingwerkuchen und Äpfel mit Erdnüssen zu schaffen. Sie hatten die guten, langen Schürzen an, die gestärkten. Im Salon summt es wie in einem Bienenkorb.

In dem Moment erschien die Missus und sagte zu Aunt-Sister, dass sie mir den hässlichen Mantel ausziehen und das Gesicht waschen sollte, und zu mir: »Hetty, heute ist Sarahs elfter Geburtstag, und wir geben ein Fest für sie.«

Sie holte ein violettes Band ganz oben aus dem Vorratsschrank, schlang es mir um den Hals und machte eine Schleife. Aunt-Sister rieb mir mit einem Lappen das Schwarz von den Wangen. Dann wickelte mir die Missus mehrere Bänder um die Taille. Als ich daran zog, sagte sie scharf: »Hör mit dem Gehampel auf, Hetty! Halt still.«

Die Missus hatte mir das Band viel zu stramm um den Hals gebunden. Ich konnte kaum schlucken und suchte die Augen von Aunt-Sister, doch die klebten an den Tablettis mit dem Essen. Gern hätte ich ihr gesagt: *Befrei mich, hilf mir, ich muss mal aufs Klo*. Sonst war ich immer so vorlaut, aber plötzlich war mir die Stimme wie eine Küchenmaus in den Rachen gehuscht.

Ich tänzelte von einem Bein aufs andere. Mit Maumas Worten im Ohr: »Bald is Weihnachten, benimm dich, denn da verkaufen sie die überflüssigen Kinder oder schicken sie raus aufs Feld.« Ich wusste von keinem einzigen Sklaven, den Master Grimké verkauft hatte, aber auf seine Plantage auf dem Land hatte er etliche geschickt. Von da war Mauma gekommen. Mit mir im Bauch, aber ohne meinen Daddy. Der musste dortbleiben.

In dem Moment hörte ich mit dem Gehampel auf. Ich rutschte selbst in das Loch, in dem meine Stimme schon war. Ich versuchte zu tun, was die Missus, was Gott von mir wollte. Gehorch, sei still, gib Ruhe.

Die Missus prüfte, wie ich mit den violetten Bändern aussah. Dann fasste sie mich am Arm und führte mich in den Salon, wo die Damen mit ihren aufgefächerten Kleidern und ihren Porzellantässchen und Spitzenservietten

saßen. Eine Dame spielte das kleine Klavier, das Cembalo heißt, aber sie hörte auf, als die Missus in ihre Hände klatschte.

Alle Augen richteten sich auf mich. Die Missus sagte: »Das hier ist unsere kleine Hetty. Sarah, Liebes, das ist dein Geschenk, eine Kammerzofe eigens zu deinen Diensten.«

Ich presste die Hände zwischen die Beine, aber die Missus schlug sie mir weg. Sie drehte mich einmal im Kreis. Die Damen plapperten los wie Papageien –, *herzlichen Glückwunsch, herzlichen Glückwunsch* – und ihre aufgeputzten Köpfe nickten dazu. Miss Mary, die ältere Schwester von Miss Sarah, saß grimmig da, weil sie nicht im Mittelpunkt stand. Sie war ein scheußlicher Vogel, beinahe so schlimm wie die Missus. Wir konnten ja alle sehen, wie sie mit *ihrer* Kammerzofe umging. Sie schlug die arme Lucy von hier bis Jerusalem. Wir sagten immer, wenn Miss Mary ihr Taschentuch aus dem zweiten Stock werfen würde, müsste Lucy durchs Fenster hinterherspringen. Wenigstens war ich nicht bei der gelandet.

Miss Sarah stand auf. Sie hatte ein dunkelblaues Kleid an und rosafarbenes Haar, so glatt wie Maisbart, und überall in ihrem Gesicht waren Sommersprossen, genauso rosa. Nun holte sie tief Luft und bewegte die Lippen. Damals holte Miss Sarah die Worte aus ihrem Hals, wie man einen Eimer aus einem Brunnen zieht.

Als der Eimer endlich oben war, konnten wir sie trotzdem nicht verstehen. »... Es tut mir leid, Mutter ... Das kann ich nicht annehmen.«

Die Missus bat sie, die Worte zu wiederholen. Miss Sarah brüllte wie ein Krabbenhändler.

Die Augen der Missus waren so hellblau wie die von Miss Sarah, aber in dem Moment wurden sie dunkel wie Indigo. Ihre Fingernägel gruben sich in mich und schnitten mir einen Vogelschwarm in den Arm. Sie sagte: »Setz dich, Sarah, Liebes.«

Miss Sarah sagte: »... Ich brauche keine Kammerzofe ... Ich komme bestens ohne zurecht.«

»Das reicht«, sagte die Missus. Wie man das nicht als Drohung verstehen konnte, ist mir ein Rätsel. Aber Miss Sarah hatte wohl Watte in den Ohren.

»... Kannst du sie nicht für Anna aufheben?«

»Das reicht!«

Miss Sarah plumpste auf ihren Stuhl, als ob sie jemand geschubst hätte.

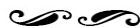
In dem Moment tröpfelte mir langsam das Wasser am Bein entlang. Ich wand mich hin und her, um mich aus den Krallen von der Missus zu lösen, doch da landete schon der ganze Schwall auf dem Teppich.

Die Missus stieß einen Schrei aus. Alles wurde still. Man hörte nur noch, wie im Kamin die Funken knisterten.

Ich wartete auf eine Ohrfeige oder Schlimmeres. Rosetta bekam, wenn es hilfreich war, einen Schüttelanfall, ließ Spucke aus dem Mund laufen und verdrehte die Augen ganz weit nach hinten. Dann sah sie aus wie ein Käfer, der auf dem Rücken liegt und zappelt, aber es ersparte ihr die Bestrafung. Ich überlegte schon, auch auf den Boden zu sinken und einen Anfall vorzutäuschen.

Aber ich stand nur da, das Kleid nass an die Beine geklebt, die Scham heiß im Gesicht.

Aunt-Sister erschien und zog mich weg. Als wir an der Treppe in der Eingangshalle vorbeikamen, stand Mauma auf dem Podest und drückte die Hände an ihre Brust.



An dem Abend saßen Tauben in den Bäumen und klagten. Ich klammerte mich in unserem Seilbett an Mauma und schaute auf den Quilt-Rahmen über uns an der Decke, festgezurrte an seinem Flaschenzug. Mauma sagte, der Quilt-Rahmen wäre unser Schutzengel. Sie sagte: »Alles wird gut.« Doch die Scham blieb. Sie lag mir wie ein bitteres Kraut auf der Zunge.

Die Glocken läuteten über Charleston die Sperrstunde für die Sklaven ein. Mauma sagte, bald schlägt die Wache draußen die Trommel.

Dann rieb sie mir über die platten Knochen in meinen Schultern. Und hat mir die Geschichte erzählt, die sie von ihrer Mauma kannte. Die Geschichte aus Afrika. Mit den fliegenden Menschen. Die über Bäume und Wolken geflogen sind. Die wie Schwarzdrosseln geflogen sind.

Am nächsten Morgen gab mir Mauma einen Quilt, der für meine Länge passend war, und sagte, dass ich ab jetzt nicht mehr bei ihr schlafen könnte. Von nun an müsste ich auf dem Boden im Flur liegen, vor der Schlafzimmertür von Miss Sarah. Mauma sagte: »Geh nie weg von deinem Quilt, außer Miss Sarah ruft. Streun nicht nachts rum. Mach keine Kerze an.

Mach kein Geräusch. Und wenn Miss Sarah klingelt, dann machst du voran.«

Mauma sagte zu mir: »Ab jetzt wird es hart für dich, Handful.«

Sarah

Ich wurde in mein neues Zimmer verbannt, mit der Order, jedem einzelnen Gast eine Entschuldigung zu schreiben. Mutter setzte mich an mein Pult, mit Papier, Tintenfass und einem Brief, der aus ihrer Feder stammte und den ich zu kopieren hatte.

»... Du hast doch nicht etwa Hetty bestraft?«, fragte ich.

»Hältst du mich für einen Unmenschen, Sarah? Dem Mädchen ist ein Malheur passiert. Was bleibt da zu tun?« Sie zuckte ratlos mit den Schultern. »Wenn sich der Teppich nicht reinigen lässt, müssen wir ihn wohl oder übel entfernen.«

Als sie sich zur Tür wandte, mühte ich mich, meinem Mund die drängenden Worte zu entreißen: »Mutter, bitte, erlaube ... erlaube, dass ich dir Hetty zurückgebe.«

Dass ich dir Hetty zurückgebe. Als würde sie mir gehören. Als wäre der Besitz eines Menschen so normal wie das Atmen. Denn ungeachtet all meines Widerstandes gegen die Sklaverei atmete auch ich diese faulige Luft.

»Deine Vormundschaft ist rechtens und bindend. Hetty gehört dir, Sarah, daran kannst du nichts ändern.«

»... Aber ...«

Als sie zu mir an das Pult zurückkam, rauschten und raschelten ihre Unterröcke. Einer Frau wie ihr gehorchten die Winde und die Gezeiten, doch in dem Moment war sie milde gestimmt. Sie legte mir einen Finger unter das Kinn, wandte mein Gesicht dem ihren zu und lächelte sanft. »Warum musst du dich dem so stark widersetzen? Ich weiß nicht, woher du diese seltsamen Ideen hast. Es ist nun einmal unsere Lebensweise, meine Liebe, also mach deinen Frieden damit.« Sie gab mir einen Kuss auf den Kopf. »Ich erwarte alle achtzehn Briefe morgen früh.«

Die Zypressenpaneele glühten in Orange, dann schmolz der Lichtschein zu Dämmer und Schatten dahin. Mir stand Hettys Anblick noch deutlich vor Augen – ihr verwirrter und gedemütigter Ausdruck, die Zöpfe, die in alle Richtungen ragten, die schmäßlichen violetten Bänder. Sie war nur ein Jahr

jünger als ich, aber mit ihrer kümmerlichen Statur wirkte sie wie höchstens sechs. Sie war nur Haut und Knochen. Ihre Ellbogen erinnerten an die drahtigen Windungen von Sicherheitsnadeln. Das einzig Große an ihr waren die Augen, die einen seltsamen Goldton hatten und wie glänzende Halbmonde über ihren schwarzen Wangen schwebten.

Ich empfand es als Verrat, dass ich für etwas um Verzeihung bitten sollte, das mir nicht im Mindesten leidtat. Eher bedauerte ich, dass mein Protest so kläglich ausgefallen war. Am liebsten hätte ich an diesem Tisch die Nacht verbracht, ohne nachzugeben, falls nötig Tage und Wochen gar, doch am Ende fügte ich mich und schrieb die verwünschten Briefe. Ich wusste ja selbst, dass ich ein sonderbares Mädchen war, mit meinen aufmüpfigen Ideen, meinem hungrigen Geist und meinem komischen Äußeren. Und dann spuckte ich beim Sprechen auch noch wie ein Pferd, das an seinem Mundstück kaut – alles wahrlich keine Eigenschaften, die dem weiblichen Geschlechte schmeicheln. Ich entwickelte mich zum Paria der Familie, und diese Rolle fürchtete ich. Mehr als alles andere.

Und so schrieb ich wieder und wieder:

*Liebe Madame,
ich danke Ihnen für die Ehre und Freundlichkeit, die Sie mir mit Ihrer Teilnahme an meiner Geburtstagsfeier erwiesen haben. Mein ungebührlich schlechtes Benehmen während dieses Anlasses – trotz der guten Erziehung, die mir meine Eltern zuteilwerden ließen – bedauere ich sehr. Ich erbitte demütig Ihre Vergebung für meinen Mangel an Formgefühl und Respekt.*

Ihre reuige Freundin Sarah Grimké

Ich bezwang die groteske Höhe meiner Matratze und hatte mich gerade zum Schlafen bereit gemacht, als vor dem Fenster ein Vogel zu trällern begann. Zunächst ergoss sich ein Sturzbach aus Pfiffen, dann folgte ein sanftes, melancholisches Lied. Ich fühlte mich sehr einsam mit meinen seltsamen Ideen.

Ich glitt von meinem Hochstand und huschte zum Fenster – dort war es in meinem weißen wollenen Hemdchen recht kühl – und schaute hinaus auf die East Bay Street, über die dunklen Dächer hinunter zum Hafen. Nun, da die Hurrikansaison vorüber war, ankerten dort an die hundert Toppsegel. Sie schimmerten hell auf dem Wasser. Ich drückte meine Wange an die kalte

Scheibe. In dieser Haltung konnte ich beinahe die Sklavenquartiere über dem Kutschhaus sehen, wo Hetty eine letzte Nacht bei ihrer Mutter verbringen durfte. Am kommenden Tag würde sie ihre Pflichten aufnehmen und vor meiner Türe schlafen.

In dem Moment kam mir eine Eingebung. Ich zündete an der letzten Glut der Kohle eine Kerze an, öffnete die Tür und trat in den dunklen, unbeheizten Korridor. Drei schemenhafte Gestalten zeichneten sich auf dem Boden neben den Schlafzimmertüren ab. Ich hatte die Welt außerhalb des Kinderzimmers noch nie bei Nacht gesehen, und so dauerte es eine Weile, bis ich begriff, dass die Gestalten Sklaven waren, die in Rufweite schliefen, falls ein Grimké nach ihnen läutete.

Mutter hatte den Wunsch geäußert, dieses archaische System zu erneuern, wie man es jüngst im Hause ihrer Freundin Mrs Russell getan hatte. Dort konnte man auf Knöpfe drücken, woraufhin es in den Sklavenquartieren läutete. Vater hielt so etwas für Verschwendung. Wir waren Anglikaner, dennoch herrschte bei uns ein gewisser Hang zu hugenottischer Sparsamkeit. Nur über seine Leiche würde dieser Knöpfe-Pomp im Haus der Grimkés Einzug halten.

Ich schlich barfuß die breite Mahagonitreppe hinab zur ersten Etage, wo zwei weitere Sklaven schliefen. Cindie saß mit dem Rücken zur Wand hellwach vor dem Zimmer meiner Mutter. Sie bäugte mich argwöhnisch, sprach mich aber nicht an.

Ich huschte über den Perserteppich, der fast die gesamte Länge des Hauptkorridors durchmaß, zu Vaters Bibliothek, drehte am Knauf und trat ein. Ein Schleier aus Mondlicht fiel durch das große Fenster auf das kunstvoll gerahmte Porträt George Washingtons. Vater drückte seit beinahe einem Jahr ein Auge zu, wenn ich mich an Mr Washington vorbeistahl, um die Bibliothek zu plündern. John, Thomas und Frederick besaßen die volle Verfügungsmacht über diesen Schatz – Vaters Bücher über Rechtswissenschaft, Geografie, Philosophie, Theologie, Geschichte, Botanik, Dichtkunst und die griechische Antike – , während es Mary und mir verboten war, auch nur ein Wort davon zu lesen. Mary machte das dem Anschein nach nichts aus, ich hingegen ... träumte nachts von Büchern. Ich liebte sie auf eine Weise, für die ich nicht einmal Thomas gegenüber Worte fand. Dabei war er es, der mich auf ausgesuchte Bände hinwies und mich in der lateinischen Deklination drillte. Er war auch der Einzige, der um meinen

verzweifelten Wunsch nach einer richtigen Bildung wusste, einer Bildung, die über alles hinausging, was ich mir bei Madame Ruffin aneignen konnte, meiner Lehrerin und Nemesis aus dem Frankenreich.

Madame Ruffin war eine kleine, aufbrausende Frau mit einer Witwenkappe, deren Bänder an ihren Wangen herunterbaumelten. Wenn es kalt war, trug sie einen exaltierten Pelzmantel und winzige fellgefütterte Schühchen. Sie genoss den zweifelhaften Ruf, ihre Mädchen beim kleinsten Vergehen in die Ecke zu stellen und so lang anzuschreien, bis sie in Ohnmacht fielen. Ich hasste sie, sie und ihre »vornehme Erziehung der Frauenzimmer«, die aus Handarbeiten, Benimmunterricht, Zeichnen, Grundkenntnissen des Lesens und Schreibens, Klavierspiel, Bibelkunde, Französisch und genügend Arithmetik bestand, um zwei und zwei zu addieren. Jedes Mal, wenn wir winzige Blümchen zeichnen mussten, kam ich vor Verzweiflung beinahe um. Einmal hatte ich an den Rand meines Blocks geschrieben: »Sollte ich an dieser grässlichen Übung sterben, so mögen diese Blumen meinen Sarg schmücken.« Madame Ruffin war nicht amüsiert. Ich wurde in die Ecke beordert. Dort zeterte sie ob meiner Unverfrorenheit, und ich kämpfte gegen die Ohnmacht an.

In ihrem Unterricht überfiel mich eine immer drängendere Sehnsucht, ein flutendes, fremdes Verlangen. Ich wollte so viel wissen. Ich wollte jemand sein. *Ach, wäre ich doch ein Sohn!* Ich vergötterte Vater, weil er mich *beinahe* wie einen solchen behandelte und mir gestattete, in seiner Bibliothek ein und aus zu gehen.

In jener Nacht waren die Kohlen im Kamin schon kalt, doch der Geruch von Zigarren hing noch in der Luft. Ohne Mühe fand ich *Das Amt des Friedensrichters und das Öffentliche Recht von South Carolina*, das Vater selbst verfasst hatte. Ich hatte oft genug in diesem Buch geblättert, um zu wissen, dass darin die Abschrift eines Freibriefs stand.

Als ich die richtige Stelle fand, nahm ich Papier und Feder von Vaters Schreibtisch und kopierte das Dokument:

Ich beurkunde hiermit, dass ich mit dem heutigen Tage, dem 26. November 1803 zu Charleston im Staate South Carolina, Hetty Grimké aus der Sklaverei entlasse und ihr diesen Freibrief übereigne.

Sarah Moore Grimké

Nun würde Vater Hettys Freiheit als ebenso rechtens und bindend erachten müssen wie zuvor den Besitz an ihrem Leib und Leben! Folgte ich doch einem Gesetzbuch, das er selbst ersonnen hatte! Ich legte mein Werk auf die Backgammon-Schachtel.

Als ich in den Korridor trat, läutete Mutters Glocke nach Cindie. Ich rannte so rasch die Treppe hinauf, dass meine Kerze dabei erlosch.

Mein Zimmer war nun noch kälter, und auch der kleine Vogel sang nicht mehr. Ich kroch unter den Berg aus Quilts und Decken, doch vor Aufregung fand ich keinen Schlaf. Welche Dankesbezeugungen Hetty und Charlotte über mich ergießen würden! Wie stolz Vater wäre, wenn er das Dokument am Morgen fand – und wie verärgert Mutter. *Rechtens und bindend, o ja!* Endlich siegten Erschöpfung und Zufriedenheit, und ich glitt in den Schlaf.

Als ich wach wurde, glühten die Delfter Kacheln rings um den Kamin schon blau im Licht. Ich setzte mich in der Stille auf. Meine ekstatische Aufwallung der vergangenen Nacht war verebbt, nun erfüllten mich Ruhe und Klarheit. Und eine neue Gewissheit. Zwar hätte ich nicht erklären können, wie in einer kleinen Eichel eine stolze Eiche existiert oder, nicht weniger wundersam, in meinem Inneren eine große Zukunft – die Frau, zu der ich mich entwickeln würde –, doch ich wusste genau, wer sie war.

Sie war in mir, wenn ich Vaters Bücher durchforstete und bei unseren abendlichen Debatten meine Argumente formulierte. Erst in der vergangenen Woche hatte Vater eine Diskussion über das Phänomen fremdartiger Fossilien orchestriert. Thomas hatte argumentiert, wenn diese seltsamen Tiere wirklich ausgestorben wären, spräche dies für eine schlechte Planung unseres Schöpfers und würde das Ideal der göttlichen Perfektion in Zweifel ziehen. Ergo müssten derartige Wesen noch an entfernten Winkeln der Erde leben. Ich hatte dagegegehalten, dass es selbst Gott erlaubt sein sollte, seine Meinung zu ändern. »Warum sollte Gottes Perfektion auf der Unveränderlichkeit der Natur beruhen?«, hatte ich gefragt. »Ist Flexibilität denn nicht perfekter als Starrheit?«

Vater hatte mit der Hand auf den Tisch geschlagen. »Wenn Sarah ein Junge wäre, sie wäre der beste Anwalt in ganz South Carolina!«

In jenem Moment hatte mich sein Urteil bange gemacht, doch nun, als ich in meinem neuen Zimmer erwachte, erkannte ich seine wahre Bedeutung. Geradezu rauschhaft begriff ich mein Schicksal. *Ich würde Anwalt werden.*

Selbstverständlich war mir bewusst, dass es keine weiblichen Anwältinnen gab. Für eine Frau gab es nichts jenseits des häuslichen Bereichs und der winzigen Blümchen in ihrem Malheft. Eine Frau, die danach strebte, Anwältin zu werden – wenn das nicht von der nahenden Apokalypse kündete! Und doch wuchs ein Baum aus einer Eichel, oder nicht?

Das Leiden an meiner Stimme sollte mir auf meinem Weg kein Hemmschuh, sondern Antrieb sein. Es sollte mich stark machen, denn stark würde ich sein müssen.

Ich hatte immer schon kleine persönliche Rituale veranstaltet. Als ich zum ersten Mal ein Buch aus Vaters Bibliothek entliehen hatte, hatte ich Datum und Titel – 25. Februar 1803, *Lady of the Lake* – auf einen Zettel geschrieben, ihn in eine Haarspange aus Schildpatt geklemmt und heimlich mit mir herumgetragen. Nun, wo sich die Morgendämmerung in hellen Sprenkeln auf mein Lager legte, wollte ich den Moment meiner bislang wohl größten Einsicht begehen.

Ich stand auf und holte das blaue Kleid aus dem Schrank, das Charlotte für mein desaströses Geburtstagsfest genäht hatte. An die Stelle, wo der Kragen auflag, hatte sie einen großen Silberknopf geheftet, mit der Gravur einer stilisierten Lilie. Ich säbelte den Knopf mit dem Brieföffner aus Karettschildpatt ab, den John mir hinterlassen hatte. Dann drückte ich den Knopf fest in meiner Hand und betete: *Bitte, lieber Gott, lass diesen Samen, den du in mich gesetzt hast, Früchte tragen.*

Als ich die Augen öffnete, war die Welt wie zuvor. Das erste Licht des Morgens tüpfelte mein Zimmer, das Kleid lag wie ein Haufen blauen Himmels auf dem Boden, ich krallte die Hand um den silbernen Knopf, und doch hatte ich das Gefühl, Gott hätte mich gehört.

Alles, was ich in jener Nacht durchlebt hatte, übertrug ich auf den Sterlingknopf – meine Weigerung, Hetty zu besitzen, das Gefühl der Erleichterung, den Freibrief zu unterzeichnen, vor allem aber die Beglückung, jenen Samen in mir zu erkennen, den mein Vater längst entdeckt hatte. In mir schlummerte eine *Anwältin*.

Ich legte den Knopf in eine kleine Dose aus italienischem Lavagestein, die ich einmal zu Weihnachten bekommen hatte, und verbarg sie tief in der Schublade meines Frisiertisches.

Im Korridor waren erste Stimmen zu hören. Kannen und Tablett klapperten. Der morgendliche Klang der Sklaverei. Die Welt erwachte.

Seine Worte waren erdrückend, ganz wie die blutige Steinplatte vor uns. Ich verharrte stocksteif und voller Scham, während er die Platte von dem Mann hob und seine Wunde mit einem Stoffstreifen verband, den er aus seiner eigenen Tunika gerissen hatte.

Als er zu mir zurückkehrte, sagte er: »Gib mir deinen Armreif.«

»Wie bitte?«

» *Gib mir deinen Armreif.*«

Der Reif war aus purem Gold, mit einem verschlungenen Weinblattmuster. Ich zog meinen Arm zurück.

Sein Gesicht kam ganz nah. »Dieser Mann hier« - er unterbrach sich und zeigte auf die Schar von zerlumpten, schweißüberströmten Tagelöhnern, die stehen geblieben waren, um zu gaffen - » *all diese Männer* haben dein Erbarmen verdient. Sie kennen nichts außer Ablassen und Schulden. Wenn sie nicht zahlen können, nimmt Herodes Antipas ihnen ihr Land ab, und ihnen bleibt nichts anderes übrig, als auf diese Weise ihr Leben zu fristen. Wenn dieser Mann nicht mehr arbeiten kann, wird er als Bettler enden.«

Ich zog den Reif von meinem Handgelenk und sah, wie Judas ihn dem verletzten Mann in die Hand drückte.

Später, am selben Abend, waren Judas und Vater aneinandergeraten, während Mutter, Yaltha und ich an der Brüstung über dem Empfangssaal standen und, ins Dunkel gepresst, ihrem Streit lauschten.

»Es tut mir leid, dass ein Anhänger von Schimon bar Giora Euch bespuckt hat, Vater«, sagte Judas. »Doch Ihr könnt ihn nicht verdammen. Allein diese Männer kämpfen für die Armen und Entrechteten.«

»Und *doch* verdamme ich ihn!«, rief Vater. »Ich verdamme sie alle, weil sie Banditen und Aufrührer sind! Und was die Armen und Entrechteten angeht, so gilt: Wer säet, der erntet.«

Diese Verurteilung der Armen, geäußert mit solcher Ungeniertheit, solcher Bosheit, erzürnte Judas erst recht, der zurückbrüllte: »Die Armen haben nur die Unmenschlichkeit des Antipas geerntet, sonst nichts! Wovon sollen sie die Steuern zahlen, zusätzlich zu dem Tribut an Rom, und auch noch den Zehnten, den sie an den Tempel zu entrichten haben? Sie werden zu Staub zerrieben, und Ihr und Antipas seid der Mörser.«

Einen Moment lang herrschte Totenstille. Dann Vaters Stimme, kaum mehr als ein Zischen: »Raus hier. Raus aus meinem Haus.«

Mutter hielt den Atem an. So gleichgültig Vater Judas gegenüber in all den Jahren gewesen war – des Hauses verwiesen hatte er ihn noch nie. Wäre Judas auch so heftig geworden, wenn ich an diesem Morgen nicht mit meinen eigenen gemeinen Worten seine Abscheu hervorgerufen hätte? Mir wurde schwindelig.

Die Schritte meines Bruders hallten im schummrigen Licht des Hofes wider und verstummten.

Ich wandte mich meiner Mutter zu. Verachtung schimmerte in ihren Augen. So lange ich zurückdenken konnte, hatte sie nichts als Geringschätzung für meinen Vater übrig. Er hatte sich geweigert, Judas in das enge Verlies seines Herzens vorzulassen, und die Rache meiner Mutter war ebenso durchdacht wie wirksam gewesen – sie gab vor, unfruchtbar zu sein. In Wirklichkeit jedoch nahm

sie bitteren Beifuß, wilde Raute, ja sogar Mönchspfeffer ein, der selten und kostspielig war; all diese verhütenden Mittelchen hatte ich in der Kräutertruhe gefunden, die Shipra in dem Lagerraum unter dem Hof versteckte. Mit eigenen Ohren hatte ich die beiden über die Wollbäusche beratschlagen hören, die Mutter in Leinöl tränkte und sich einführte, bevor mein Vater sie besuchte, und über die Harztinktur, mit der sie sich hinterher säuberte.

Man sagte, Frauen hätten zwei Aufgaben: schön zu sein und Kinder auf die Welt zu bringen. Ihre Schönheit hatte Mutter meinem Vater geschenkt, doch Fortpflanzung verwehrte sie ihm, indem sie sich weigerte, nach mir ein weiteres Kind zu bekommen. In all diesen Jahren hatte er die Täuschung niemals bemerkt.

Manchmal kam mir der Gedanke, es könnte nicht nur Rache sein, die meine Mutter antrieb, sondern eine ganz spezielle weibliche Eigenart - nicht unbändiger Ehrgeiz wie bei mir, sondern eine Abneigung Kindern gegenüber. Vielleicht fürchtete sie ja den Schmerz und die tödlichen Gefahren, die mit einer Geburt einhergingen, oder sie schreckte vor den verheerenden Auswirkungen einer Schwangerschaft auf den weiblichen Körper zurück; möglicherweise scheute sie auch die Mühen, die das Aufziehen von Kindern mit sich brachte. Vielleicht aber mochte sie sie einfach nicht. All dies konnte ich ihr nicht zum Vorwurf machen. Doch wenn sie aus diesen Gründen eine Unfähigkeit, Leben zu schenken, vorgab, warum hatte sie dann mich zur Welt gebracht? Warum war ich überhaupt da? Hatte etwa der Mönchspfeffer bei mir versagt?

Diese Frage hatte mich umgetrieben, bis ich im Alter von dreizehn den Rabbi eines Tages von einem Gesetz sprechen hörte, nach dem ein Mann sich von seiner Frau scheiden lassen kann, wenn sie ihm nicht innerhalb von zehn Jahren ein Kind schenkt. Jener Moment in der Synagoge fühlte sich an, als hätte sich der Himmel geteilt, und der Grund für meine Existenz auf Erden wäre von Gottes Thron gestürzt und mir direkt vor die Füße gefallen. Ich war die feste Burg, die meiner Mutter Sicherheit schenkte. Ich war auf die Welt gekommen, um sie davor zu bewahren, verstoßen zu werden.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)